

Anderes dieses Buch voll Geist kaufte. Es besitzt nicht die Weite und Tiefe der „Reflexionen“ von Walther Rathenau, der zu keiner Maskerade griff, um sich interessant zu machen, weil er ein durchaus positiver Geist ist und diese Geister die Bemäntelung nicht lieben; aber es ist sehr reizvoll, weil in ihm lauter Fragwürdigkeiten stecken, wie sie dichterischen Denkern eigen sind. Uebrigens sei nicht verschwiegen, daß es sandige Partien hat. Schaulals Balthesser ist geschlossener, runder, voller (wenn auch in einem gewissen Sinn bornirter). Will man Duckama Knoop ganz kennen lernen, so wird man zu seinem Meisterwerk greifen müssen: „Sebaldo Soekers Pilgerfahrt“. Dieser Roman ist die feinste Satire auf des „Reiches Macht und Herrlichkeit“, die wir besitzen. Sie wäre vollkommen, wenn sie in dem selben Maße temperamentvoll wäre, wie sie geistvoll ist. Knoop ist (Das zeigt auch sein Skarpl) im Grunde ein dichterisch passionirter Kritiker, kein Kühner, positiv gerichteter und gestaltender Geist. Ihm fehlt wohl die erlauchte Dreieinigkeits: Glaube, Liebe, Hoffnung. Schade, daß es heute meistens unbeträchtliche Köpfe sind, die diese Gnade besitzen. Was hilft uns die Liebe (um alle Drei in Einem zu nennen) der Dummköpfe? Ich für mein Theil ziehe, wenn auch unbesriedigt, den lieblosen Geist eines Knoop-Skarpl vor.

Dresden.

Otto Julius Bierbaum.



Das Mädchen.

Was ist denn meinem Herz geschehn,
Daß es nur leise Schläge schlägt
Und ein gar gütiges Verstehn
Mit Allen, die vorübergehn,
In seinem tiefsten Grunde trägt?

Die Vögel singen nun so schlicht,
Die Sonne, die doch purpurn war,
Hat ein bezaubernd mildes Licht,
Der Abend ist ganz nah und flicht
Silberne Sterne mir ins Haar.

Es ist, als wüß' ich einen Mund,
Der meinen Namen gerne sagt
Und daß mein Herz zu jeder Stund
Und daß mein eigner, blasser Mund
Schon lang nach einem Bruder fragt.

Wien.



Ernst Lothar.

In Triest.*)

Ich gehe zum Lloyd um mein Billet. Sie sind auf diesen Palast sehr stolz. Er ist 1883 von Ferstl erbaut, in jenem sinnlosen und grundlosen Ringstraßenstil, der wie eine tote Sprache klingt. Ich habe einen alten ungarischen Pfarrer gekannt, der eine Vorliebe hatte, Lateinisch zu reden. Gulasch essen und Lateinisch reden. Und genau so wirkt dieser Bau. Und dann bin ich immer traurig, beim Lloyd. Weiß selbst nicht, warum. Seine Kapitäne sind so wunderbare Menschen. Sie fühlen sich als Italiener, stammen aber fast Alle von Kroaten ab; und jene Beweglichkeit mischt sich seltsam mit dieser Wehmuth. Ganz stille, verhaltene Menschen sind es, von einer geduldigen Höflichkeit, unter der eine stumme Sehnsucht ruht. Ich habe sie sehr gern, aber sie machen mich so traurig. Warum? Ohne gesprächig zu sein, lassen sie sich doch gern einmal zum Erzählen verführen und haben dann die lustigsten Geschichten bereit. Wie oft, bei ruhiger See, wenn

*) Eine Etape in Bahrs wunderhübschem Wanderbuch „Dalmatinische Reise“ (das im September bei S. Fischer erscheinen soll). Dieser kuriose Herr Hermann Bahr könnte gekränkt sein, wenn man heute noch viel über seines Wesens Art sagte. Er ist; und auch wer sich über manches von ihm Geschriebene nicht zu freuen vermag, sollte sich stets doch der Thatsache freuen, daß wir diesen kultivirten, muthigen, noblen Kerl haben. Nil humani a se alienum; und in der leidigen Angst, in Empfindung und Urtheil nicht mehr ganz modern zu scheinen, allzu oft gestimmt, als Gipsfelsen tollkühne Jünglingsallure zu zeigen. Doch immer ein Künstler; und ein Mensch, der das Talent hatte, was zu erleben. Er ist jetzt heimlich fleißig. Zwei Romane („Die Raht“ und „Drut“) werden selbst von Rühlen heftig gelobt; und sein neues Lustspiel („Das Konzert“) soll ernsthaft lustig sein. Etwas Freudiges scheint über ihn gekommen. Vielleicht hat er sich jetzt erst recht gefunden; den richtigen „emploi“ seines Wesens erfüllt. Als Französling, den die Welt nur interessirte, wo sie nach Koryloppis roch, war er auf Redoutewirkungen beschränkt. Nur Artist; wie hoch wird er sich morgen schleudern und in welcher Ericotfarbe dabei paradiren? Dann kam die Rückkehr in die Heimath und das sichtbare Nähen um goethische Abgeklärtheit. Auch nicht ganz echt. Ober-Sankt-Weit wurde nicht Weimar und der Hausherr in der Beilliffengasse nicht der olympisch Ruhende, der mit Bewußtsein auf einer bestimmten Stufe stehen geblieben war. Jetzt erst hat er sich. Will die Landleute aufrütteln, das schöne, kerngesunde Oesterreich vorwärts bringen, kämpfen; nicht als Literat nur im Train und Troß mitmarschiren. Will nicht länger zu den Leuten gehören, denen „nur darum zu thun ist, von den Dingen und über die Dinge zu sprechen, nicht aber, sie zu thun“; nicht einen Tag mehr. Sucht, der so lange nur Erfolg, oft durch Verblüffung, zu erstreben schien, nun Wirkung und scheint zu fühlen, daß er sie finden kann. Ob der Betrachter manchmal, oft sogar den Eindruck hat, dieser Emsige fasse die Sache am falschen Ende an, ist unwichtig. Immerhin regt sich da Etwas, dem zuzuschauen lohnt. „Ich will helfen, Oesterreichs schönstes Land vor seinen türkisch schleichenden Verderbern zu retten und ihm die Freiheit zu bringen“: mit diesem Satz schließt die Beschreibung der dalmatinischen Reise. Ungefähr ein Programm. In dems freilich dem Feuilletonisten oft noch zu eng wird. Dann giebt's Niedlichkeiten und Verwegenheitgrimassen, die man gern vermiedte. Doch genug Lächliches, Ernstes, Kräftiges bleibt; und es ist ein gutes Schauspiel: wie der Globetrotter auf seine Art zum Patrioten wird.

wir nach dem Essen abends im Dunkel mit glühenden Cigarren beisammen saßen, habe ich ihnen gehorcht! Und doch macht's mich immer traurig. Unter ihren Worten, während der Mund lacht, ist eine Traurigkeit. Und dann fährt einmal ein Schiff des Norddeutschen Lloyd oder der Hapag vorbei. Da verstummen sie. Sitzen still und schauen hin und rauchen. Höchstens, daß Einer einmal sagt: Glauben Sie, wir könnten Das nicht auch, was Die können? Und dann kommt langsam heraus: sie fühlen sich als die besten Seefahrer und begreifen nicht, warum ihnen Die vorkommen, die Nordischen! Und da stehen sie dann nachts auf der Brücke im Wind und denken daran. Wir können so viel wie Die! Wir sind nicht schlechter! Warum läßt unser Lloyd die Anderen vor? Das liegt schwer auf ihnen.

Wir sitzen in der Direktion oben beisammen, gerathen ins Reden; und ich sage ihnen Das. Eure Leute sind unfroh, weil sie das Gefühl haben, der Lloyd könnte mehr sein. Warum ist er es nicht? Warum seid Ihr so falsch bescheiden? Warum seid Ihr weniger, als Ihr könnt? Man ist sehr artig mit mir, aber nicht ohne den leisen Spott, den Fachmenschen für Laien haben. Ein Fachmensch ist, wer den Apparat im Einzelnen kennt. Einen Laien nennt er Jeden, der nicht nach dem Apparat, sondern nach der Leistung fragt. Der Fachmensch ist zufrieden, wenn der Apparat in Ordnung ist. Der Laie hätte stets Lust, auch einmal den Apparat zu wechseln. Man weist mir nach, daß der Apparat in Ordnung ist. Aber ich frage wieder: Warum seid Ihr, nach der Meinung Eurer eigenen Leute, nicht Alles, was Ihr sein könntet? Man antwortet mir: Weil es sich nicht rentirt! Und rechnet mir vor, daß wir uns mit den nordischen Gesellschaften nicht messen können, denn diese haben den amerikanischen Handel und das Geschäft mit den Auswanderern voraus. Und nun Zahlen, ganze starre Reihen drohend aufgerechter Zahlen. Zahlen beweisen! Ja, dem Kaufmann. Seid Ihr Kaufleute? Ist die Schiffahrt eines Landes ein Geschäft? Gehört sie nicht vielmehr zu den moralischen Dingen? Rentiren sich Armeen und Flotte? Rentiren sie sich kaufmännisch? Baut man eine Bahn nur, wenn bewiesen ist, daß sie sich rentiren muß? Verstehst Ihr nicht, daß die Schiffahrt eines Landes ein Ausdruck seiner Macht und seines Willens ist? Die Schiffahrt kann Geld einbringen. Aber auch moralische Dinge: Muth, Stolz, Lust, kann sie bringen. Und Muth, Stolz, Lust kreisen dann im Lande, bis zuletzt auch aus ihnen wieder Geld wird. Freilich sagt der Lloyd mit Recht: Ich bin ein privates Unternehmen, ich kann nicht mein Geld hergeben, damit es irgendwo zuletzt zum Geld eines Anderen werde. Er hat Recht; aber der Staat hat Unrecht, der nicht einseht, daß die Schiffahrt ein Brunnen öffentlicher Energie, des Selbstvertrauens und der Thatenlust sein kann. Den Schiffen eines Landes sieht man an, ob es ein Kleinmüthiges oder ein hochgefinntes Land ist.

Nun ist ja Derschatta Präsident des Lloyd geworden. Ist er der Mann, das Verzagene der Routine zu besiegen? Die Kapitäne des Lloyd sind die besten der Welt. Aber in der Direktion des Lloyd steckt etwas viel Asefforismus. Es kommt darauf an, den Lloyd nicht von der Kanzlei, sondern von den Schiffen aus zu leiten. Ein großer Kaufmann mit einem unbändigen österreichischen Hochmuth gehörte her. Wie Bruck einer war (einer von den paar wirklich Großen in Oesterreich, der denn dafür auch von der Verleumdung erwürgt worden ist). Hat Derschatta dazu die Kraft? Er war einst eine österreichische Hoffnung. Ich kannte ihn; zwanzig Jahre ist es her, ich war damals Freiwilliger; abends ging ich aus der Kaserne gern ins Spatenbräu:

da saß er mit Steinwender, Derschatta, der Steirer, Steinwender, der Kärntner, Sylvestor in Salzburg, Beurle und der junge Böcker in Linz: Die hatten damals das Vertrauen der Jugend. Von ihnen erwarteten wir die Kraft, das deutsche Bürgerthum aufrecht und selbstvoll zu machen. Vor zwanzig Jahren war Das. Sie haben Alle viel erreicht, aber das deutsche Bürgerthum nichts. Und merkwürdig ist nur, wie Jeder von ihnen auf einmal aus dem Politischen abskwenkt, um sich eine Wirksamkeit im Sachlichen zu suchen, gleichsam eine Nische, um dort seine Thatkraft unterzustellen. Es kommt plötzlich die Leidenschaft über sie, Etwas zu leisten, Etwas zu thun. So treten sie aus dem Politischen, denn das scheint ihnen Dies unmöglich. Merkwürdiges Land, wo die besten Politiker, um wirken zu können (wenn sie es nicht vorziehen, Eigenbrötlter oder Sonderlinge zu werden, wie Steinwender), aus der Politik austreten müssen, vor Angst, sich zu vergeuden, vor Sehnsucht nach einer Wirklichkeit für ihre Kraft, und wo nur die ganz unfähigen Politiker sich behaupten können! Die Frage für den Lloyd ist nun, ob Derschatta bei ihm bloß einfach in Pension gehen will oder dort ein Gebiet für seine Kraft sucht. Er hat Kraft. Leider aber hat er auch Verstand, und zwar solchen von der bösen Art, die, mit dem Elend und der Schmach unserer Verwaltung bekannt, ungläubig, hoffnungslos und furchtsam macht. Seine ganze Generation hat Oesterreich aufgegeben. Sie verzichtet. Jeder will sich nur irgendwie noch zu einer Wirkung im Kleinen retten. Im Kleinen fortzuwerkeln: sonst wissen sie sich keinen Ausweg mehr. Der Lloyd aber hätte einen Phantasten nöthig, der an das Unmögliche glaubt. Denn was bei uns unmöglich scheint, ist das Wirkliche. Und zu helfen ist uns überall nur durch Romantiker, die man auf die Wirklichkeit losläßt; das Romantische wird ihnen durch die Wirklichkeit dann schon angetrieben. Und wenn nun Derschatta, vielleicht, statt der verzichtenden Gescheitheit, vielleicht, die andere Gescheitheit wählt, eine nämlich, die sich, aus Einsicht ins Nothwendige, zwingt, das Vermessene zu wagen, könnte der Lloyd wieder hoffen; vielleicht. Er müßte sich nur dann auch abgewöhnen, verbindlich zu sein. Denn der Lloyd braucht eine rauhe Hand mit einem starken Wesen. Für seine Finger ist diese grobe Arbeit nichts.

Nachmittags mit einem der liebenswürdigen Herren vom Lloyd nach Opicina hinaus. Wie wir auf der Piazza della Caserna in die Elektrische steigen, fällt mir drin, unter armen Leuten sitzend, Marktweibern mit großen Körben und Dienstmädchen in fransigen Tüchern, ein hochgewachsener stämmiger Herr auf, der mich irgendwie von fern an den bulgarischen Fürsten erinnert, mit einer Dame, die einmal sehr schön gewesen sein muß. Ich höre, daß es der Statthalter ist, Prinz Hohenlohe, der vor einigen Jahren einmal ein paar Wochen Minister war, aber, als ihm zugemuthet wurde, von seiner Meinung und vom Rechten abzustehen, lieber wieder ging. Seitdem heißt er der Rother Prinz; eine Meinung zu haben, gilt hier für anarchistisch. Seine Frau ist eine von den Schönborn-Mädeln, in die wir, vor zwanzig Jahren, als Studenten Alle verliebt waren, in alle drei. Er, fünf- undvierzig Jahre alt, unverbraucht, thätig und tüchtig, sitzt hier im Winkel und wünscht es sich nicht anders. Wenn in unsere Verwaltung einmal ein anständiger Mensch geräth, hat er nur den Wunsch, bei Seite zu bleiben. Keiner scheint der eigenen Anständigkeit zuzutrauen, daß sie die landesübliche Gemeinheit überwinden könne. Er ist hier beliebt; den Leuten gefällt sein offenes, unverbroffenes Wesen

Auch die bösesten Italiener mögen ihn. Nur ist es freilich thöricht, zu glauben, daß sie, weil sich einmal ein Statthalter verständig und natürlich beträgt, nun gleich versöhnt sein müßten. In Wien meint man immer, Alles komme bloß vom bösen Willen der Unterthanen her, den es nun durch Beredsamkeit, wohl auch allerlei Gefälligkeit, zu beschwichtigen gelte. Die Leute hier aber hätten den besten Willen, sobald es ihr Interesse wäre. Unsere Regirungen wissen noch immer nicht, daß es das Interesse ist, das die Menschen regirt. Woß mir gut geht oder wo ich mir einbilde, daß es mir gut gehe, da ist mein Vaterland: Hurra! Woß mir schlecht geht, an Leib oder Seele, wo mich hungert oder friert, wo ich nicht froh werden kann, da will ich fort: Abbasso! Unsere Regirungen glauben, es mit Orden zu machen. Das ist zu idealistisch gedacht.

Oben, beim Obelisken, als wir den Wagen verlassen, tritt der Prinz auf mich zu, um mich zu begrüßen. Er ist sehr nett mit mir. Nur haben Aristokraten, wenn sie mit pöbelhaften Leuten nett sind, bei uns Das, daß sie darüber selbst zu sehr gerührt sind; es treten ihnen über ihre Herablassung die Thränen in die Augen. Wer weiß übrigens, wie man selbst an ihrer Stelle wäre! Wie sind ja schließlich in einem Staat, wo heute noch der Fürst, der Graf ein höheres Wesen ist, nicht gesetzlich, aber wirklich, der Macht nach. Jedes Gespräch eines Adligen mit einem Bürger beruht eigentlich also auf einer Fiktion. Beide fingiren, daß die Rechtsungleichheit ausgelöscht sei. Beide wissen aber, daß sie Das doch eben, um mit einander sprechen zu können, nur fingiren. Und Das macht Beide verlegen. Der Fürst denkt: Ich bin doch sehr aufgeklärt, ich prügle diesen Bürger nicht, sondern spreche sogar mit ihm, wie mit einem Menschen! Und der Bürger denkt: Er könnte mich auch prügeln! Natürlich merkt man Das dann der gegenseitigen Nettigkeit an. Ich glaube nicht, daß ein Lord und ein englischer Schneider, wenn sie mit einander sprechen, Dies denken.

Wir stehen am Obelisken . . . Dreihundertvierzig Meter sind wir hoch, das Meer athmet herauf, wie von Blüten ferner Inseln riecht die Luft, Schneewind springt aus den Bergen. Eine Alm am Meer. Ich sage: Hier könnten drei Sanatorien, fünf Hotels, siebenhundert Villen und zehntausend Engländer sein! Der Statthalter seufzt: Ja, was könnte hier nicht Alles sein! Und Sie müßten erst Skrien kennen! Skrien kennt ja Niemand. Das ist wie ein Märchen! Ich sage: Also bauen Sie doch hier, Durchlaucht! Er antwortet, mit leisem Spott: Es ist ja eigentlich nicht der Beruf der Statthalterei, Hotels zu bauen.

Ich möchte nur wissen, was eigentlich der Beruf der Statthalterei ist, wenn es nicht ihr Beruf ist: Hotels zu bauen, Straßen zu bauen, Brücken zu bauen, Bahnen zu bauen, Schiffe zu kaufen, Alles zu bauen, was nothwendig ist und was die Leute selbst nicht bauen, weil es ihnen an Geld und Vertrauen fehlt. Der Statthalter sagt: Was könnte hier nicht Alles sein! Wenn er nun nicht der Statthalter, sondern Italiener wäre, so würde er sicher sagen: Was könnte hier nicht Alles sein, wenn wir einen anderen Staat hätten! Und er wäre so ein Irredentist.

Ich gehe dann, auf der Höhe, einen wunderschönen einsamen Weg durchs Gestein, den entzündeten Blick auf Miramar und über das schäumende Meer hin, nach dem weinberühmten Prosecco und von dort nach Barcola hinab. Auf dem Meer verlischt der Tag, Alles ist plötzlich groß und still geworden, ein ungeheurer Ernst steht auf der grauen Bahn der verstümmten Ducht. Manchmal rollt ein Stein aus den Dolinen los, durch das ungeheure Schweigen.

Wie heißt der Weg, den wir gehen? Jetzt Stefaniweg, zur Erinnerung an einen Besuch der Kronprinzessin, aber das Volk nennt ihn immer noch den Napoleonweg. Napoleon? Ja, Napoleon war einmal in Triest; und dort oben, wo wir früher gestanden haben, stand auch er einst und sagte, nach Orignano hinweisend: Hier gehört ein Weg her, ich will hier einen Weg, hier will ich gehen, wenn ich wiederkomme! Und der Weg war. Napoleon ist nicht wiedergekommen. Aber der Weg ist noch immer da. Nur ein Bißchen steinig und verwahrlost ist er jetzt.

Ich erinnere mich, im Memorial einmal gelesen zu haben, wie Napoleon von einem Begleiter gefragt wird, warum er ihm denn einst irgendeine Kommission zugewiesen habe, von der der Begleiter nichts verstanden. Nun, antwortet der Caesar, ist sie Dir nicht gelungen? Ja, sagt der Begleiter, aber ich wundere mich noch heute. Siehst Du, sagt Napoleon, es kommt eben gar nicht darauf an, daß Einer eine Sache gelernt hat, sondern darauf, daß er überhaupt Verstand hat; dem Dummen nützt es nichts, sie gelernt zu haben, und der Gescheite hat es gar nicht erst nöthig. Napoleon wußte, daß man Etwas noch lange nicht kann, wenn man es kennt. Kenntnisse kann man sich jeden Moment verschaffen, Bücher und Lehrer sind überall, aber das Können muß man haben. Wir verwenden „gelernte“ Leute; er zog geschulte Leute vor. Worin er dem Hofrath Burckhardt gleicht, der auch gern sagt, daß er sich ein Haus lieber von einem begabten Schneider als von einem dummen Architekten bauen und einen Katarrh lieber von einem klugen Briefträger als von einem albernem Arzt behandeln läßt. Aber unser Land wird durch Fachleute verherbt. Ein Fachmann ist, wer Etwas gelernt hat und es nicht versteht.

Nun schreiten wir am Meer. Das Wasser glückt, der Abend schwebt mit schwarzen Schwingen. Ich denke still bei mir an unser Land, an unsere Leute. Wenn man sie reden hört, ist immer der Andere schuld. Jeder will das Beste, aber an dem Anderen fehlt. Und Jeder will zunächst den Anderen ändern. Das scheint ihm das Wichtigste; er kümmert sich um den Anderen viel mehr als um sich selbst. Und wir haben auch eine merkwürdige Art von Egoismus im Land. Sonst will ein Egoist, daß es ihm so gut wie möglich gehe. Hier nicht. Hier kommt es dem Menschen weniger darauf an, daß es ihm gut gehe, als darauf, daß es dem Anderen schlecht gehe. Das nennt man den nationalen Kampf. Auch wollen sie nichts wagen. Sie wollen „sicher“ gehen. Lieber ein sicheres Elend als ein ungewisses Glück. Und dann diese österreicheische Todesangst vor jeder Veränderung, oben und unten. Nur im Gewöhnlichen bleiben! Warten wir lieber noch ein Bißel! Der psychische Apparat scheint schlecht geschmiert und knarrt, wenn er sich bewegen soll. Wenn man in Wien, um Sicht und Luft zu kriegen, irgendein altes Haus fallen muß, weinen Alle. Und so warten wir immer lieber noch ein Bißel. Man darf schließlich auch gegen die Regirung nicht ungerecht sein. Ihr ärgster Fehler ist, daß sie volksthümlich ist. Sie gleicht unserem Volke. Wir hätten eine nöthig, die fremdartig wäre. Wir müßten einmal einen ungemüthlichen Regenten haben.

Und dann irren durch dieses Land solche Querulanten wie ich, ruhelos, die voll Born sind, an ein starkes Oesterreich glauben und es suchen sehen, während der Abend mit seinen großen schwarzen Augen über das glückende Wasser schaut.

Wien.

Hermann Bahr.